

Was heißt hier „normal“?

NS-Taten und neuere Täterforschung:
Eine Tagung im hannoverschen Leibnizhaus und ein neues Buch über Frauen als Täter



Der Auschwitz-Prozess: Die Angeklagten am 20. Dezember vor der Frankfurter Schwurgericht.

ap

VON KARL-LUDWIG BAADER

Familienväter, die Kinder erschlagen, Ärzte, die foltern und mordeten: Wer sich mit den Gräueln der Massenvernichtung der europäischen Juden beschäftigt, kann sich kaum vorstellen, was die Funktionäre und Handlanger des organisierten Terrors antrieb.

So war es folgerichtig, die im niedersächsischen Landtag gezeigte Ausstellung „4 Ks2/63. Zur Wiederherstellung des Rechts“ über den Frankfurter Auschwitz-Prozess in den sechziger Jahren mit einer wissenschaftlichen Tagung zu beenden, die im hannoverschen Leibnizhaus unter dem Titel „NS-Taten und neuere Täterforschung – eine kritische Auseinandersetzung“ stattfand.

Anlass für diese Problemstellung ist die Medienkarriere einer bestimmten Sichtweise, die von der „Normalität“ der Täter ausgeht. Die prominenteste Referenz ist Hannah Arendts These von der „Banalität des Bösen“, die sie als Beobachterin des Eichmann-Prozesses 1961 in Jerusalem entwickelte, und die Untersuchung von Christopher R. Browning aus den frühen Neunzigern, der die Massenmorde des Reserve-Polizeibataillons 101 untersuchte und unter den Tätern nur „ganz normale Männer“ fand.

In diese Tradition stellt sich auch der lange in Hannover tätige Sozialpsychologe Harald Welzer mit seinen Thesen zur Täterforschung, die in der jüngsten Zeit große öffentliche Beachtung fanden. Er betonte, dass, um an Tötungsaktionen teilzunehmen, der Täter keineswegs Antisemit gewesen sein muss. Entscheidend war, dass das Regime einen moralischen Bezugsrahmen anbot, um die Tat als sinnvoll und berechtigt anzusehen.

Vor allem auf Welzers Erklärungsansatz bezogen sich gleich mehrere Referenten – und ohne Ausnahme sehr kritisch. Da war es ungeschickt, den so vehement Kritisierten nicht zu dieser Tagung einzuladen und damit auf den didaktischen Effekt einer direkten Debatte zu verzichten.

Worin könnte nun die „Normalität“ der Täter bestehen? „Normal“, sagte etwa der hannoversche Sozialpsychologe Rolf Pohl, sei eben nicht das strikte Gegenteil von „pathologisch“, wie das „Normalitätsparadigma“ Welzers unterstelle. Wie komplex und paradox sich das Verhältnis von normal und pa-

thologisch darstellen kann, erläuterte er mit den Thesen des Soziologen Ernst Simmel. Der verstand Antisemitismus als Massenpsychose, als „kollektiven Narzissmus“, die die eigene Aggressivität als „Notwehr“ begriff. Der einzelne Antisemit kann normal sein, ist nur als Mitglied einer Gruppe und nur vorübergehend psychotisch, ja, flüchtet in die Massenpsychose, um seine Normalität und sein Funktionieren im Alltag überhaupt zu sichern. Die Spaltung in einen fanatischen Judenhasser und treusorgenden Familienvater findet sich bei vielen NS-Tätern.

Die Vertreter der Normalitätsthese entpolitisierten die NS-Täter und unterschätzten, so die Kritik des hannoverschen Politologen Joachim Perels, die Bedeutung des Antisemitismus und des NS-Herrschaftssystems. Und die Täter hätten sehr wohl gewusst, dass sie Unrecht taten. Angela Moré wies zum Beispiel darauf hin, dass die Propaganda des nationalsozialistischen Regimes in der Endphase des Weltkrieges bewusst die Bestrafungsangst der Bevölkerung nutzte. Zudem versuchten

die Täter, die Spuren ihres mörderischen Wirkens zu verwischen.

Gegen die Annahme einer „Normalität“ der meisten Täter sprächen die vielen Eigenmächtigkeiten der uniformierten Mörder, unterstrich Axel von der Ohe. Er unterschied mit Hinweis auf den Strafrechtler Herbert Jäger in Exzesstaten, Initiativtaten und Befehlstaten.

Gerade die oft „sinnlosen“ Grausamkeiten der Übereifrigen sind kaum zu erklären, wenn neben tiefen antisemitischen Prägungen nicht auch psychische Störungen angenommen werden können. Nele Reuleaux entwickelte die These, dass die Täter von einem „malignen (also bösartigen) Narzissmus“ geprägt gewesen seien: Ein beschädigtes, zur Empathie unfähiges Ich kompensiere seine Minderwertigkeitsgefühle durch die Abwertung, Dehumanisierung und schließlich Ermordung eines Feindes, dem man sich unterlegen fühlt.

Dies lässt sich auch bei Adolf Eichmann zeigen. Vor seiner Verhaftung hatte der Organisator des Holocausts

einem rechten Journalisten in Argentinien ein Interview gegeben, in dem er seine „Arbeit“ emphatisch bejahte und bedauerte, dass er nicht alle „10,3 Millionen“ Juden auf der Welt ausrotten konnte. Die Vertreter der Normalitätsthese fielen auf die Selbstdarstellung der Täter herein, die vor Gericht ihre Motive versteckten und ihre Verantwortung kleinredeten, kritisierte Perels.

Dass es sich bei der Täterforschung um ein politisch brisantes, nicht um ein historisch-akademisches Unterfangen handelt, unterstrich Jan Lohls Beitrag. Er beschrieb, wie es der Tätergeneration gelang, ihren Schuldanteil zu verdrängen und der nachfolgenden Generation damit das Schuldgefühl zu vererben – mit bekannten traumatischen Folgen.

Auf den moralischen Bezugsrahmen der Täterforschung verwies die Tagungsregie, als sie Anita Lasker-Wallfisch, eine Überlebende von Auschwitz, zu einer Schlussrunde einlud. Es sind die Opfer, die das letzte Wort haben sollten.

Die Verborgenen

Kathrin Kompisch über Täterinnen im Nationalsozialismus

VON EKKEHARD BÖHM

Die nationalsozialistische Ideologie schrieb Frauen eine untergeordnete Rolle zu. Die Führung in allen Bereichen des öffentlichen Lebens sollten Männer übernehmen, Frauen sich um die Familie, das Heim und allenfalls die Fürsorge kümmern. Entsprechend hat sich die Geschichtsschreibung wenig um die Stellung von Frauen im Dritten Reich gekümmert und sie eher als machtlose Zuschauerinnen gesehen.

Noch seltener sind Frauen als Täterinnen gezeichnet worden. In den wenigen Fällen, in denen Frauen nach 1945 für Taten im Dritten Reich bestraft worden sind, richtete sich das Strafmaß danach, wie sie ihre Rolle ausgefüllt hatten. Je „männlicher“ sie aufgetreten waren, desto härter fielen

die Strafen aus. Erst in den neunziger Jahren hat sich dies zu ändern begonnen, und das Buch „Täterinnen“ der Historikerin Kathrin Kompisch ist ein Ausweis dafür.



Gertrud Scholtz-Klink

Tatsächlich klappten Ideologie und Wirklichkeit auseinander, und dies umso stärker, je weiter der Krieg voranschritt und Frauen in Stellen nachrückten, die vorher von Männern bekleidet worden waren. Die weibliche Berufstätigkeit im Dritten Reich nahm nicht ab, sondern zu, und auch in Leitungspositionen waren Frauen zu finden, was die Autorin unter anderem am Beispiel der „Frauenführerin“ Gertrud Scholtz-Klink schildert. Das Schwergewicht legt Kompisch allerdings auf die nachgeordneten Ebenen in Verwaltung, Wirtschaft und Wehrmacht.

Kathrin Kompisch breitet dazu ein umfangreiches Material aus und be-

leuchtet Aspekte, die sonst zu kurz kommen, doch fasst sie den Begriff der Täterin zu weit. Um Täterin zu sein, musste eine Frau Macht ausüben können und Entscheidungsbefugnisse besitzen. Dies traf zwar in einem gewissen Maße für KZ-Aufseherinnen zu, nicht aber für Stenotypistinnen bei der Gestapo. Und wenn die Autorin zu dem Schluss kommt, dass Hitler seinen Krieg ohne weibliche Unterstützung nicht hätte führen können, dann trifft dies zwar zu, ist für den historischen Erkenntnisprozess aber nicht weiterführend. Gleiches lässt sich auch für die männlichen Soldaten sagen.

PS: Aus unerfindlichen Gründen versieht Kathrin Kompisch die Wörter Jude und jüdisch mit Anführungszeichen, doch nicht, wo dies viel eher angebracht wäre, den Begriff „Aufartung“ für das nationalsozialistische Menschenzuchtprogramm.

Kathrin Kompisch: „Täterinnen. Frauen im Nationalsozialismus“. Böhlau Verlag. 277 Seiten, 22,90 Euro.